

Zur Unterhaltung.

An der Muttergrab.

Abends wenn die Glocken läuten
Und zu End' die Arbeit geht,
Sieht man stets um Kirchhof schreiten,
Eine kleine Waise spät.
Dort geht sie über Stege
Neber Grab und Hügel ab,
Stillsteht an der Mutter Grab.
Von der Dämm'ung leis und düstert
Sinkt sie nieder auf die Knie
Und ein fromm' Gebet sie flüstert
Zu der Glocken Melodie.
Und verstummt dann das Geläute,
Weht sie's an im Abendchein,
Als ob segnend ihr zur Seite
Stünd' ihr Liebes Mütterlein.

Rot ist die Lieb' un' welch ist die Treu.

Eine Geschichte vom Reimmichl.

Es war im Mai des Jahres 1809. Die Bayern zogen mordend und brennend das Unterinntal hinauf. — Es ist unbeschreiblich, was die wackeren Unterinntaler in diesen Tagen gelitten. — Aber die Stunde der Vergeltung rückt näher — es regt sich bereits auf allen Höhen. Die Dörfer waren von den Männern verlassen, größtenteils nur Weiber und Kinder waren zu Hause. Ein glasheller Maientag war über das schöne Unterland heraufgezogen. Die Sonne schob ihren Goldmantel immer weiter über die Bergspitzen herüber, die Berge trillerten und jubilierten, als ob sie nichts wüßten von Harm und Jammer drunten im Thal; sie turnten wie an einem Seile in die Luft empor, immer höher und höher, bis sie plötzlich zu leuchten begannen, als ob sie Silberflügel bekommen hätten. — Auf der sanften Berglehne südlich vom Inn liegt das freundliche Dörfchen Kalltenbach. Man hen. Soeben ist die Messe zu Ende, und hat eine Stunde vom Thal hinaufgezogen, ausnehmend viele Kirchgänger, meistens Frauen, schreiten aus dem Gotteshaus. Unter ihnen ist auch die junge Stampferbäuerin. Sie eilt mit raschen Schritten ihrem Hause zu. Den Kopf trägt sie tief auf die Brust gesenkt, nur manchmal läßt sie ihre Augen in das Thal hinunter, schweifen, wo man die weißen Zelte des bayerischen Feldlagers und die schwarzen Gruppen der Soldaten erblickt, und so oft sie hinunterschaute, zuckt es schmerzlich um ihre Lippen.

Wohl über eine halbe Stunde hatte die Frau zu gehen, bis sie das Haus erreichte. — Als sie dort ankam, fuhr ein starker Schrecken durch ihre Glieder. Eine Truppe bayerischer Soldaten mit einem Offizier war da. — Der Offizier trat an die Frau heran und fragte: „Seid Ihr das Weib des Joseph Zeindl, Stampfer in Kalltenbach?“

Die Frau erblakte und hauchte ganz leise: „Soll werd' ich wohl sein.“

„Dann hab' ich eine schlimme Botschaft an Euch zu melden.“

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ schrie die Frau laut auf, „ich bitt' Euch, redet, Herr redet!“

„Euer Mann ist gefangen und soll morgen um diese Stunde erschossen werden.“

Die Frau sank auf die Steinbank vor dem Hause nieder, und herzerbrechend lang ihr Jammerruf: „Jesus, Maria und Joseph!“ Dann sprang sie plötzlich auf, ergriff den Offizier am Arm, und rief mit ängstlicher Stimme: „Was hat er denn gethan? Was hat er denn ver-

brochen? Ich sag' Euch, Herr, mein Mann ist so unschuldig, wie ein kleines Kind, er ist so lieb und gut!“

„Er wurde als Spion erlappt und hatte auch wichtige Schriften bei sich, die niemand enträtseln konnte!“

Die Frau hielt die Schürze vor's Gesicht und weinte laut: „So ist's denn wahr, ist's wirklich wahr, so früh . . . so jung!“ Dann schrie sie laut: „Und sterben!“ Wieder ergriff sie den Arm des Offiziers, sah ihm ängstlich in's Gesicht und flehte innig: „Herr, sagt mir, ich bitt' Euch bei allen Heiligen, gibt's denn gar kein Mittel mehr, gar keines?“

„Vielleicht gibt's noch eines“, erwiderte der Offizier.

„So sprecht, so redet“, schrie die Frau, „alles will ich thun, hinausziehen will ich bis München zum König, wenn ich nur meinen Josl wieder bekomme!“

„Könnt Ihr lesen?“ fragte der Offizier. Die Frau nickte. Da zog er ein Papier aus der Tasche und reichte es der Bäuerin. Es war ein Brief des Schützenmajors Speckbacher an den Kronenwirt in Hall. Der Brief handelte von einer lustigen Kirchweih; er enthielt so auffallende Bilder und sonderbare Gleichnisse, die Personen, welche darin erwähnt wurden, trugen so merkwürdige Namen, der ganzen Sache wurde so viel Wichtigkeit beigelegt, daß die Bayern gleich darauf kamen, hinter dem Briefe steckte etwas anderes, er enthalte den Kriegsplan der Tiroler. Der Brief war mit solcher Verschlagenheit und List abgefäht, daß nur jemand den wahren Inhalt enträtseln konnte, der in das Geheimnis eingeweiht war.

„Den Brief“, begann der Offizier, „trug Euer Mann bei sich, er sollte ihn wohl befördern; er handelt offenbar von einem Kriegsplan. Verliest Ihr, was diese Zeilen eigentlich enthalten?“

Die Frau schaute lang auf das Papier. Sie verstand den wahren Sinn des Schreibens allzugut; sie hatte ja viele ähnliche Briefe im Auftrage ihres Mannes bereits schreiben müssen. Endlich hauchte sie leise: „Ja, ich versteh's.“

„So enträtselt uns dieses Schreiben ganz genau“, erklärte der Offizier, „und Euer Mann ist frei.“

Die Frau sank wieder auf die Bank zurück, hielt die Hände vor's Gesicht und weinte.

„Macht schnell, wir haben Eile“, drängte der Offizier, „das Leben Eures Mannes liegt in Eurer Hand.“

Die Frau sank wieder auf die Bank zurück, hielt die Hände vor's Gesicht und weinte. Dann ließ sie die Hände auf ihren Schooß niederfallen und sagt noch leiser als vorher: „Ich kann nicht.“

„Dann seid Ihr selber, Ihr, das Weib, das Euren eigenen Mann das Todesurteil spricht. Bedenkt, morgen um diese Stunde“, bemerkte der Offizier mit Strenge.

Die Frau rang stöhnend die Hände; das Blut schob ihr läch in die Wangen dann wurde sie wieder kreidebleich, sie kämpfte einen furchterlichen Kampf in ihrem Innern. Neht schluchzte sie laut auf und rief: „O Gott, o Gott, eine solche Prüfung!“

„Frau, Ihr habt Euren Mann nicht lieb, wenn Ihr ihn sterben laßt“, sagte der Offizier.

„Was, nicht lieb?“ schrie die Frau, „schaut hinein in mein Herz, wie's blutet und zuckt, und dann sagt noch einmal ich hab' ihn nicht lieb! Nur allzu lieb hab' ich ihn, allzu lieb! . . . Aber mein Vaterland, mein Tirol . . . und der Verrat . . . Nein, ich kann nicht!“ Mit diesen Worten riß sie den Brief in Stücke und schleuderte die Aeben auf den Boden.

„Neht ist's geschehen!“ antwortete sie leichtert auf. Der Offizier lachte.

„Frau, Euer Besinnen ist unnütz“,

sagte er, „wir haben eine genaue Abschrift von dem Briefe . . . also Ihr habt Euer letztes Wort gesprochen?“

„Mein letztes!“ erwiderte das Weib gefaßt.

„Dann habe ich hier nichts mehr zu thun“, erklärte der Offizier.

„Gewährt mir noch eine Bitte“, flehte das Weib, „sagt mir, wann und wo kann ich meinen Gatten noch einmal sehen?“

„Den könnt Ihr nimmer sehen“, erklärte der Offizier bestimmt, „in's Lager darf niemand hinein.“

„O Herr!“ schrie die Frau, „was, nimmer sehen? Das ist doch nicht Euer Ernst? Treibt keinen Spaß mit einem unglücklichen Weib! . . . Selbst der Verbrecher darf seine Angehörigen doch noch einmal sehen, bevor er zum Tode geführt wird . . . und mein Josl ist kein Verbrecher, nein gewiß nicht! . . . Schaut, ich hab' da drinnen ein kleines Bübl, sein Bübl . . . ich möcht' es ihn grad noch einmal küssen lassen ich möcht' ihm grad noch einmal in die Augen schauen . . . Geht, Herr, seid nicht so grausam! Ihr habt vielleicht auch eine Frau zu Hause und ein unschuldiges Kind . . . denkt, wie Euch zumute wäre, wenn Ihr in der Lage wäret wie mein Mann, und Ihr dürftet Eure Lieben nicht mehr sehen!“

„Liebe Frau“, sagte der Offizier gerührt, „es liegt nicht in meiner Macht, Euren Wunsch zu erfüllen, das Kriegsgericht ist streng, da gibt's keinen Pardon . . . Faßt Euch und denkt, es ist unmöglich . . . Wenn Ihr Euren Mann noch etwas zu sagen habt, so schreibt einen Brief, ich will ihn heute Abend besorgen . . . und nun adje!“ Die Soldaten zogen fort; die Stampferbäuerin ließ sich auf die Bank nieder und weinte herzerbrechend.

Es war so traurig dort im Stampferhof, und hoch warf die Sonne ihre freundlichsten und hellsten Strahlen zum Fenster herein. Die Bäuerin saß mit rotgeweinten Augen am Tische und schrieb folgenden Brief: „Mein lieber Josl! Wie ist auf einmal alles so anders geworden, ich mag's alleweil noch gar nicht glauben. Aber ich will nicht klagen und Dir Dein Herz nicht noch schwer machen. — Am schwersten kommt mir das vor, daß ich Dich hätt' retten können, wenn ich den Brief ausgelegt hätte. Ich mein, alleweil bin ich schuld, daß Du sterben mußt; gelt, Du verzeihst mir's wohl, ich hab's ja nicht thun dürfen, es wär' Verrat gewesen. Unser Herr wird mir's wohl auch verzeihen. Lieber Josl! Wir dürfen uns nicht mehr sehen auf der Welt, aber in der anderen Welt sehen wir uns gewiß wieder, gelt, Josl? Ich werd' heut' und morgen und mein Lebtag an Dich denken, vergiß mich auch nicht in der anderen Welt. Ich thu jetzt allweil weinen und mit dem Weinen wird mir leichter. Wie gern thät' ich für Dich sterben, ich hab' Dich ja so lieb, so von Herzen lieb. — Da schick' ich Dir einen Buschen, es ist ein Reisebuschen auf die große Reil'. Inwendig drinn' sind Raageln, und auswendig herum ist Edelweiß. Die Raageln hab' ich vom Stod beim großen Fenster abgebrochen. Gerade darunter schläft Dein Bübl, das Anderl. Die Raageln bedeuten meine Lieb' und das Edelweiß meine Treu' zu Dir. Steck Dir den Buschen auf den Rock, wenn Du den letzten Weg gehst. Es ist das letzte Andenken von mir auf dieser Welt. — Da in den Brief herein leg' ich Dir ein Kraushaar von unserem Kind. Ich werd' das Bübl, das Anderl, recht herzlich küssen für Dich. — Dein Sterbtkreuz schick' ich Dir auch, es ist der Ablass darauf. Lieber Josl, wenn sie Dich zum Sterben hinausführen, so schau' hinauf auf den Kreuzbübel. Wenn Du dort ein weißes Tücherl flattern siehst, so denk' Dir Deine Mariamme ist dort

und thut Dir beistehen bei Deinem bitteren Sterben. Wegen dem Kind brauchst Du Dich nicht zu sorgen. Ich werd' es schon gut aufziehen und es beten machen für seinen Vater. Mein herzallerliebster Josl! . . . Ich kann nicht mehr weiter schreiben, mir ist so weh, so weh. Doch mach Dir wegen meiner keine Sorgen, ich werd's wohl vertragen, unser Herr ist ja allweil droben. Ich küsse noch einmal die Blumen, die ich Dir schick; ich wünsch' Dir glückliche Urständ'! Leb' wohl, leb' wohl, leb' wohl!

Deine Dich ewig liebende
Mariamme.“

Der Morgen des nächsten Tages war angebrochen. Der nun zum Tode verurteilte Stampferbauer stand vor dem bayerischen General. Der General sprach mit scharfer Betonung: „Joseph Zeindl, ich frage Euch zum letzten Male, seid Ihr gewillt, uns den Sinn des Briefes zu erklären? Wenn ja, so wird Euch das Leben geschenkt, und Ihr bekommt eine gute Anstellung im königlichen Dienst; wenn nein, so find die Gewehre für Euch schon geladen.“

„Herr General“, erwiderte der Bauer mit klarer und fester Stimme, „ich bin nicht gewohnt, meine Reden zu wiederholen. Wir Tiroler sagen eine Rede einmal, und wenn wir sie gesagt haben, dann steht sie fest wie ein Eichbaum. Er schießen könnt Ihr mich, ja, aber zum Reden zwingen, nein! Das Herz könnt Ihr mir aus dem Leib herausreißen, soll wohl, ja — aber aus dem Herzen die Treu', soll nit, nein und tausendmal nein! — Ich dank recht für den königlichen Dienst, wär mir für die schönen Ti-

Die schönste Fahne.

Ein berühmter Feldherr lag im Sterben. Er hatte bereits die letzte Delung empfangen und segnete seine Kinder. Er war ein gläubiger Christ. Seine Freunde und Kriegsgenossen umstanden sein Lager und einer sagte, es sei nur zu bedauern, daß ein so großer Feldherr nicht auf dem Schlachtfelde und unter der Fahne als Held sein Leben aushauchte.

Da erhob sich der Sterbende und hielt diesem alten Kameraden das neben seinem Bette stehende Kreuz entgegen, indem er sagte: „Mein lieber Herr, das ist die schönste Fahne!“

Mein Christ! Du mußt an's Kreuz Dich halten!

Vom Kreuze träufelt Trost in's Herz, Ruht oft zum Kreuz die Hände falten, Das Kreuz schafft Linderung im Schmerz.

Ja, nimm das Kreuz zum Wanderstabe, Und halte deiner Pflichten Kreis, Dann bleibst du glücklich bis zum Grabe Und bleichst dein Haar auch silberweiß!

Die Neger hatten sich an den Straßenecken aufgestellt und brüllten jedem Passanten „Fröhliche Feiertage“ ins Gesicht und verlangten Trinkgeld. Die Polizisten verfolgten die lärmende Bande festzunehmen, wurden aber angegriffen und gefrügelt. Die Beamten wollten nicht schießen, um nicht Unbeteiligte zu verwunden. Mehrere Feuerwehrmänner und Bürger kamen der Polizei zu Hilfe, und es entspann sich ein Kampf, der eine halbe Stunde dauerte. Als man schließlich die gefangenen Neger zum Gefängnis führen wollte, erhob sich der Ruf „lyncht sie“, und die Menge drängte sich drohend heran. Das Gefängnis war stundenlang von wütenden Menschenmassen umgeben.